

es mitunter wirklich Bedingung(en) meint. Warum den französischen Notbehelf für „Leib“: „chair“ rückübersetzen, wenn wir das Wort haben? Joh 1, 14 rechtfertigt das in meinen Augen nicht. Besonders störend finde ich das Mich/Sich für Moi/Soi; denn nicht ein Mich/Sich liebt und lebt, sondern ein Ich bzw. Selbst. – Erst recht außerhalb des Glossars (obwohl mir der Originaltext nicht vorliegt; ich erlaube mir die Hinweise im Blick auf eine vielleicht bald folgende Studienausgabe – wie bei anderen neueren Titeln des Verlags –, die nicht unverbessert erscheinen sollte). Durchgängig begegnet „Gemeinsinn“, was „sens commun“ auch heißen kann, aber nicht hier, sondern: gesunder Menschenverstand, Allgemeinverständnis, übliche Bedeutung ...; mehrfach (165, 175, 179, 355 ...) ist von einem „siegreichen ‚Torbogen‘“ die Rede: Triumphbogen; die französische Doppelverneinung müßte entfallen (21, Abs. 2, Z. 1 f.; 318, Abs. 2 Z. 6; 367, Z. 2 f. v. u.; 269, Z. 3 f.). – Einige Sätze wirken schlicht sinnverkehrt; richtig wohl: 26, Z. 1: „Wenn das eigentliche Wesen der Wahrheit ... in der Tatsache ... besteht“; 55, Z. 1–3: „daß von diesem Leben ... allein das Wort Christi zeugen kann“; 66, Abs. 2, Z. 3 f.: „wie durch die naive Sinneswahrnehmung wird auch von der Wissenschaft das lebendig Seiende ... thematisiert“. (Nicht ganz verständlich finde ich auch 377, Z. 14 f.; trafe folgendes den Sinn: „Andererseits hat das Handeln im ‚Leben‘ nicht nur seinen Ort. Von ihm erhält es jede ...“?) – Einzelnes: 43, Abs. 3, Z. 2 f.: „in Aussicht“? 77, Z. 19: „handelt es sich bei dem Christentum“; 87, Z. 1: „für jedermann, ob Philosoph oder nicht, das, was ...“; 103, Z. 13: „hält und die in ...“ (weil jetzt Nominativ). Statt „außerordentlich“ sollte wohl „erstaunlich“, „verwunderlich“ stehen (164, Abs. 3, Z. 1; 207, Abs. 3 Z. 2); (ist das „diesmal“ 208, Abs. 2, Z. 3 nicht eher ein „nun“ in Z. 1? und wäre das „herabgesetzt“ 214, Abs. 2, Z. 2 nicht klarer ein „entwertet“?) 234, Z. 7 v. u.: „einen, der ...“; 296, Abs. 2: Lichtjahre sind kein Zeitmaß; 306, Abs. 1, vorletzte Z.: „dessen eigener (seiner eigenen) Wirklichkeit“; 315 Z. 7 v. u.: „das nicht zu brechende Schweißen“; 331, Z. 17: „an ein Jenseits“; 332, Z. 8 v. u.: „entlarvt“ oder „aufgedeckt“ (so auch 336, Abs. 4 Z. 1); 352 Z. 6: „bens ist“; 356, Z. 2: der Sohnesbegriff teilt oder doppelt sich eher, als sich zu entzweien; statt „Annäherung“ sollte es besser (361, Z. 4 und 363, Z. 1 f. muß es) heißen: „Zugang, Zugangsweise“, 375, Z. 3 v. u.: „als des“ oder „der Christus“, 378, 1. Abs. letzte Z.: „selbst die Möglichkeit des lebendigen ...“, 382 Z. 11 f.: „die Augen verschleiern ...“, der Mund verzieht sich“ (schließlich auch hier der falsche Dativ nach ‚als‘: 367, Z. 1; 398, Z. 2).

J. SPLETT

FORSCHNER, MAXIMILIAN, *Über das Handeln im Einklang mit der Natur*. Grundlagen ethischer Verständigung. Darmstadt: Primus 1998. 173 S.

„Alle Kapitel des Buches“, so heißt es im Nachweis, „wurden in Vorträgen erprobt und aufgrund anschließender Diskussion modifiziert.“ Damit ist bereits ein Vorzug des Buches genannt: Die sieben Kapitel, die teilweise bereits an anderer Stelle veröffentlicht, aber überarbeitet und zu einer thematischen Einheit verbunden wurden, sind keine abstrakte und trockene philosophische Fach- und Schullektüre; bei aller begrifflichen und philologischen Genauigkeit verlieren sie nie den Bezug zum Leben und zu den Problemen unserer Zeit, so daß auch der philosophische Laie sie mit Spannung und Gewinn lesen wird. Fs Interpretationen zeigen, daß die Antike ein unverzichtbarer Partner im philosophischen Gespräch der Gegenwart ist.

Der historische Bogen spannt sich von der Stoa, die uns in allen Beiträgen begegnet, über Rousseau bis hin zu John Stuart Mill. Sachliches Anliegen des Buches ist der moralische Konsens in einer weltanschaulich pluralistischen Gesellschaft; dabei komme den Begriffen „Person“ und „Menschenwürde“ die Rolle von normativen Grundbegriffen einer universalistischen Ethik zu. Diese Begriffe scheinen aber mit starken metaphysischen Voraussetzungen belastet zu sein, so daß sie in einer zunehmend von Szientismus und Naturalismus beherrschten Zeit die Aufgabe, einen breiten moralischen Konsens zu sichern, gerade nicht erfüllen können. F. will dem philosophiegeschichtlichen Ursprung dieser Begriffe in der hellenistischen Philosophie nachgehen, um zu zeigen, daß sie auch ohne eine philosophische Theologie ihre Gültigkeit behalten. Ich gehe nicht auf Einzelinterpretationen ein, sondern verfolge lediglich in sehr vergrößernden Zügen den systematischen roten Faden.

Das letzte Kapitel ist eine Interpretation des ersten Buches von Ciceros *Tusculanen*, das von der Unsterblichkeit handelt, und ich gehe sicher nicht fehl, wenn ich darin F.s eigene erkenntnistheoretische Position ausgedrückt sehe. F. hebt Ciceros „urbane Skepsis gegenüber jeder naiven Vernunftgläubigkeit“ (412) hervor, Cicero vertrete einen skeptischen Glauben, „der über das sittliche Selbstverständnis motiviert und durch Plausibilitätsargumente gestützt etwas für wahr hält und für wahr halten möchte im vollen Bewußtsein der Gefahr, von der Wirklichkeit dereinst ins Unrecht gesetzt zu werden“ (152). Wenden wir uns, unter diesem epistemologischen Vorzeichen, den inhaltlichen Thesen des Buches zu.

Sachlicher Mittelpunkt ist die stoische Lehre vom natürlichen Selbstverhältnis und der natürlichen Selbstliebe des Menschen (Oikeiosis), die Thomas von Aquin in seiner Lehre von den „natürlichen Neigungen“ (inclinationes naturales) aufgreift und weiterführt. Es geht um spontane Wertungen, die einer Begründung weder fähig noch bedürftig sind und die Grundlage einer jeden sittlichen Entscheidung bilden. F. betont, und hier ist ihm voll zuzustimmen, die Notwendigkeit, hinter Kant zu diesem antiken und mittelalterlichen Lehrstück zurückzukehren; ohne diese materialen Voraussetzungen sind, wie nicht zuletzt die Probleme der ökologischen und medizinischen Ethik zeigen, verantwortbare moralische Entscheidungen nicht möglich. Wie aber kommen wir ohne heute nicht mehr zu vermittelnde metaphysische Voraussetzungen zu den Begriffen „Person“ und „Menschenwürde“?

F. formuliert die fundamentale Alternative zwischen einem naturalistischen und einem personalistischen Menschenbild und betont, entscheidend sei, wie man sich als Mensch selbst verstehe und verstehen wolle, als Naturobjekt unter anderen Naturobjekten oder als Person, die „unter absoluten [...] Sinn- und Geltungsansprüchen steht“ (11). Die Wege, auf dem die Stoa und Kant die personalistische Sicht begründen, scheinen F. heute kaum noch gangbar zu sein: Die stoische Sicht beruhe auf einem Pantheismus, und Kant sei der Auffassung, daß ein moralisches Selbstverständnis sich nur im Rahmen eines Vernunftglaubens, der eine Jenseitperspektive eröffne, durchhalten lasse. F. fragt deshalb, ob das zentrale Anliegen der Stoa, die Betonung der Würde des Menschen, im Rahmen eines aktualisierten Epikureismus sinnvoll aufgehoben sei. Die Antwort bringt die Mill-Interpretation in Kapitel VI. Wichtig ist die Unterscheidung zwischen einem kausalen und einem intentionalen Modell der Lust. Nach dem einen ist die Lust eine Wirkung, wobei Ursache und Wirkung per definitionem voneinander trennbare und isolierbare Phänomene sind; nach dem anderen ist das Objekt der Lust für diese selbst konstitutiv. Werde Mill nach dem intentionalen Modell interpretiert, so nähere sein Hedonismus sich der stoischen Oikeiosis-Lehre an. Zu den intentionalen Lusterlebnissen zähle nach Mill das Gefühl der Würde, und ebenso gehöre zum Glück die Überwindung der Egozentrik: „Das Glück des Menschen beinhaltet emotionale Bindung und praktisches Engagement für andere Menschen um ihretwillen“ (138). – Damit legt F. eine anregende Mill-Interpretation vor, welche die Fruchtbarkeit und Aktualität der Oikeiosis-Lehre deutlich macht. Meine Frage ist, ob Mills Ansatz stark genug ist, um eine *universale* Moral, die Forderung einer *universalen* Achtung und die absoluten Sinn- und Geltungsansprüche, die das Personsein charakterisieren, zu tragen. Ein naheliegender Einwand wäre, daß die emotionale Bindung sich auf den Nahbereich beschränkt, daß wir es also, aristotelisch gesprochen, mit einer Form der Freundschaft, aber nicht mit einer universalen Gerechtigkeit zu tun haben. Darüber könnte nur eine erneute, von Forschners Interpretation angeregte und ausgehende Mill-Lektüre entscheiden, die vor allem Mills Ausführungen über die Gerechtigkeit berücksichtigen müßte. F. RICKEN S. J.

MÜLLER, ANSELM WINFRIED, *Tötung auf Verlangen – Wohltat oder Untat?* (Ethik aktuell). Stuttgart u. a.: Kohlhammer 1997. 208 S.

Wenn der australische Philosoph Peter Singer in Deutschland einen Vortrag halten will, hagelt es Stürme der Entrüstung. Viele lehnen seine Thesen ab – instinktiv und mit hoher emotionaler Beteiligung. Man fühlt sich gekränkt durch seine kühl berechneten Vorschläge, verkalkte Alte, schwerstbehinderte Neugeborene und dauerhaft bewußtlose Unfallopfer einfach umzubringen.